



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sklaverei bei den antiken Dichter. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Sklaverei bei den antiken Dichtern

3



aß die Sklavin etwaigen ungebührlichen Zumutungen des Herrn gegenüber wehrlos ist, bildet eines der stärksten Bedenken gegen die Sklaverei vom christlichen Standpunkte aus. Doch hat auch in dieser Beziehung das antike Leben ohne Zweifel ebenso hoch über seiner Theorie gestanden wie unser Leben unter der seinigen steht. Im kleinen Haushalt wird die Eifersucht der Frau die Sklavin so weit behütet haben, daß es auf den alten Bauernhöfen durchschnittlich nicht schlimmer zugegangen ist als auf unsern heutigen. Was aber die Luxusklavinnen der Reichen anlangt, so wird ihre Abhängigkeit, abgesehen von besonders krassen Fällen, nicht schmachvoller gewesen sein, als die vieler heutigen Kellnerinnen, Konfektionsarbeiterinnen und Schauspielerinnen. Wäre Sklaverei und Verurteilung zur Unzucht ein und dasselbe gewesen, so hätte Paulus seinen Rat 1. Kor. 7 ganz anders gefaßt. Er rät in diesem Kapitel, jeder solle in seinem Berufe bleiben, und sagt B. 21: „Bist du als Knecht berufen, so bekümmere dich das nicht (*μή σοι μελέτω*), kannst du aber frei werden, so mache lieber davon Gebrauch“; er hätte dann den Knechten und Mägden gebieten müssen, die Freiheit um jeden Preis zu suchen. Im *Curculio* läßt Plautus die Planesium aus den Händen des Kupplers, dessen Sklavin sie ist, als Jungfrau in die ihres Bräutigams übergehen; ja sie bittet ihren Bruder, der sie aus der Sklaverei befreit, für ihren bisherigen Herrn mit den Worten: „Bruder, richt ihn nicht zu Grunde, mag er immer schuldig sein! Fein und sitzsam hielt er mich zu Haus.“*)

Prostituiert werden durften nur Sklavinnen; schon die Verführung eines freien Mädchens war strafbar. Die Alten waren also in diesem Punkte strenger als die modernen Staaten. Doch findet man nirgends angedeutet, daß die käuflichen Mädchen so schmachvoll, so rein als Sache behandelt worden wären (worin doch gerade das eigentlich Unsittliche liegt) wie bei uns; sowohl bei den römischen Lyrikern wie in der Komödie und in Lucians Hetärengesprächen

*) Luther lobt den Terenz, weil er sehr züchtig sei, und die Komödien der Alten überhaupt, weil sie die Jünglinge von der Unzucht abzögen und zur Ehe lockten, an zwei Stellen seiner Tischreden: Walchs Ausgabe von Luthers Werken, 22. Band, Spalte 1775 und 2278.

(die, nebenbei bemerkt, nicht zotenhaft sind) erscheinen ihre Verhältnisse als wirkliche Liebesverhältnisse. Bei Plautus und Terenz findet das Verhältnis gewöhnlich in der Ehe seine Legitimation und Vollendung, indem die freie Geburt des Mädchens nachgewiesen und damit das entgegenstehende Hindernis beseitigt wird. In der „Schwiegermutter“ des Terenz, wo die Sache anders verläuft, begiebt sich die Hetäre Bacchis zur Gattin ihres frühern Geliebten, um diese durch Aufklärung eines geheimnisvollen Umstandes aus großer Angst und Not zu erlösen; dieser Liebesdienst kostet sie doppelte Selbstüberwindung, weil sie sich schämt, einer ehrbaren Frau unter die Augen zu treten.

Zu den schwärzesten Flecken der Sklaverei gehört, daß sie die eigentümlichste und zugleich unheimlichste Blüte des römischen Volkslebens, die Gladiatorenspiele, möglich gemacht hat. Bei den Dichtern erfahren wir nun darüber zwar nichts, was den gewöhnlichen Darstellungen dieser Greuel widerspräche, aber wir dürfen es doch nicht unterlassen, diese ebenso abstoßende als großartige Erscheinung unserm Bilde einzufügen. Aus dem römischen Volksleben ist sie mit solcher Notwendigkeit hervorgegangen, daß man sich wundern müßte, wenn sie fehlte. Wenn in Athen das Theater in erster Linie der ernstesten dramatischen Muse gewidmet war, so sind dafür die Athener eine kleine Stadtgemeinde und die geistige Aristokratie der ganzen alten Welt gewesen. Bei dem derben Bauern- und Kriegervolke Latiums mußte das, was in Athen mit fortschreitender Bildung an die zweite Stelle rückte: die Pöffe, den Vorrang oder die Alleinherrschaft behaupten, solange ihm nicht etwas noch kräftigeres den Rang abließ. Dieses Kräftigere entwickelte sich aus den gymnastischen und Kampfspielen, wie sie bei jedem ritterlichen und rüstigen Volke in irgend welcher Form geübt zu werden pflegen, auf die natürlichste Weise von der Welt, denn die unaufhörlichen Kriege mußten den Geschmack verwildern und lieferten zugleich das Material; zu was besserem hätte man Kriegsgefangene, die dem Gemetzel des Schlachtfeldes entkommen waren, verwenden können, als dem souveränen Pöbel der Welthauptstadt, in dessen Dienste ja dem Namen nach die Feldherren immer noch auszogen und kämpften, den gefahr- und mühelosen Anblick einer wirklichen Schlacht zu bereiten? Und je mehr Rom die Kloake der Welt wurde, desto weniger konnten die Veranstalter der großen Volksvergügungen über den Geschmack des Publikums im Zweifel sein. So hoch auch die meisten Kaiser an Bildung über der Hefe des Pöbels standen, darin gerade kam ihr Geschmack mit dem der Masse überein, daß es ihrer göttergleichen Macht schmeichelte, glänzende militärische Schauspiele aufzuführen und dabei mit Menschenleben zu spielen. Sie nahmen um so weniger Anstoß an dem Unmenschlichen und Rohen solcher Schauspiele, als dieses vom Großartigen und Schönen der Inszenierung verdeckt und gewissermaßen verklärt wurde. Den Schlechten unter den Kaisern aber diente das Amphitheater als Treibhaus, ihre Götter- und Bestienanlage zur vollsten Pracht zu entfalten.

Die Grundbestandteile dessen, was in Rom Theater und Arena darboten: Pantomimen und Tänze, gymnastische Übungen, Wettrennen und Wettlaufen, Ring- und Fechtspiele, werden bei allen rüstigen, ritterlichen und dabei ästhetisch empfindenden Völkern, d. h. vorzugsweise bei den europäischen, immer beliebte Volksvergünstigungen bleiben. Die Freude an der Schönheit des Menschenleibes und an der Anmut seiner Bewegungen, das Hochgefühl der Lösung kräftiger Muskelspannungen, das Wohlgefallen an Proben wunderbarer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die Lust am kühnen Wagen und am gegenseitigen Anprall gewaltiger Kräfte, die sich mit einander messen, sind nie versiegende Quellen des ästhetischen Genußes. Wie in allem übrigen, so bildet auch im Theatergeschmack das Reich der östlichen Mitte den entgegengesetzten Pol zum europäischen Wesen. Während wir auch bei solchen dramatischen Aufführungen, die sich ausschließlich an Geist und Herz wenden und die edelsten Empfindungen erregen, bei den Helden und Heldinnen eine angemessene leibliche Erscheinung fordern, treten die chinesischen Schauspieler in der lächerlichen Vermummung barbarischer weiter Gewänder auf, um ihre konventionellen Redensarten herunterzuspeln; denn bei diesem äußerlich wohlstandigsten und innerlich verdorbensten Volke der Welt ist der Lebensinhalt zum rein tierischen, dafür aber desto sorgfältiger versteckten Sinnengenuß und zur Befriedigung einer grenzenlosen Eitelkeit durch nichtige Formen zusammengeschrumpft. Der europäischen Art der Volksbelustigungen liegt die Versuchung zum Überschreiten der Grenze nach verschiedenen Richtungen hin nahe. Daß die Griechen selbst in der Zeit, wo sie eigentlich schon aufgehört hatten, ein Volk zu sein, immer noch Maß genug in sich selbst trugen, der Einführung der in Rom Mode gewordenen Schlächtereien ins Theater Widerstand zu leisten, haben wir bei einer andern Gelegenheit erwähnt. Lucian erzählt darüber die Anekdote: „Als die Athener aus Eifersucht auf die Korinther damit umgingen, Gladiatorenspiele einzuführen, trat [der durch seine Weisheit berühmte] Demonax vor ihnen auf und sagte: Beschließt das nicht eher, Athener, als bis ihr den Altar der Barmherzigkeit abgeschafft habt!“ Bei uns Modernen verbieten die amtlich anerkannten, wenn auch in verhüllter Weise täglich übertretenen Gesetze der Humanität öffentliche Grausamkeiten als Volksbelustigungen. Doch sieht man deutlich, wie der Geschmack der Massen über die dadurch gezogene Grenze hinausstrebt. Gymnastische Produktionen finden kaum noch Gnade, wenn sie nicht lebensgefährlich und über die Maßen schwierig sind, Tänzerinnen verlegen ihre Aufführungen in den Löwenzwinger, und die seit einigen Jahren beliebten Ringkämpfe von Athleten stehen hart an der Grenze des Gladiatorentums. Überhaupt ist im modernen Zirkus das alte Amphitheater wieder auferstanden; er wagt nur noch nicht, ganz das zu sein, wozu ihn das Publikum gern machen möchte. Auch das Klatschen der Ohrfeigen, das in der römischen Posse dem Pöbel soviel Vergnügen bereitete, haben die Clowns zum Entzücken der kleinen und

der großen Gassenjungen wieder eingeführt. Aber derselbe Geschmack bekundet sich auch außerhalb der Arena, und nicht bloß beim großen Publikum. Die Treibjagden, das Taubenschießen, die Distanzritte, die Studentenmensuren, alle diese Arten von Sport verraten das Wohlgefallen am Blutvergießen und Züge von Grausamkeit. In den Stierkämpfen der Spanier, in den Hahnenkämpfen und den Bogereien der Engländer haben wir solchen Sport als althergebrachte und geheiligte Nationalsitte.

So berechtigt und selbstverständlich übrigens unser Abscheu vor der Roheit des römischen Theaterpublikums ist, so übel angebracht würde unser Mitleid sein, wenn wir es allen Opfern jener blutdürstigen Schauwut ohne Unterschied widmen wollten. Für Kriegsgefangne war es bei weitem nicht das schlimmste Schicksal, vor den Augen eines vieltausendköpfigen Publikums mit dem Ruhme der Tapferkeit bedeckt zu fallen. Auf dem Schlachtfelde ruhmlos hingemerkelt zu werden, wäre schlimmer gewesen, in Ketten auf den Acker oder in den Steinbruch geschickt zu werden, namentlich für Angehörige eines wackern deutschen Stammes, geradezu entsetzlich. Außer den Kriegsgefangnen waren es die Verbrecher, aus denen sich die Gladiatorenchar rekrutirte. Die Verurteilung zum Gladiatorenkampf oder zur Tierheze bedeutete eine verschärfte Todesstrafe. Vielleicht war aber diese Strafe weniger grausam als unser Zuchthaus. Da man zum Fechterspiel nur starke mutige Männer brauchen konnte, so wird die Arena meistens die Strafe für verübte Gewaltthaten gewesen sein. Man denke, welche Höllepein bei uns ein Mensch erleiden muß, den hitziges Blut, heftige Leidenschaften, überquellende Kraft, starrer Eigensinn zu Verbrechen hingeworfen haben! Sehr häufig ist es gerade die Enge der Umgebung, der Druck der Verhältnisse, der Mangel eines nützlichen Wirkungskreises, die Unmöglichkeit, einen solchen zu erlangen, gewesen, was den Mann zum Feinde der fesselnden Ordnung machte und ihn einen gewaltsamen Durchbruch versuchen ließ. Zur Strafe dafür lassen wir dann einen solchen Kraftmenschen seine Tage in engster Haft hinschleppen, zapfen ihm die geistige und leibliche Energie allmählich ab, sodaß er langsam verkommt. War schon das mittelalterliche Hängen und Köpfen milde im Vergleich zu unsrer Humanität, so war die Verurteilung zur Arena geradezu eine Wohlthat für solche Kerle; sie konnten nochmals ihre Kraft erproben — in strahlender vergoldeter Rüstung noch dazu — und im fessellosen Widerstande gegen Hindernisse, der ihr Lebenselement gewesen war, unter dem Beifallssturm von 50 000 Zuschauern untergehn. Wie gräßlich ist im Vergleich damit das Lebensende der vielen, die bei uns alljährlich in Lumpen verfaulen und verschmachten, nachdem sie sich jahrelang nur noch Vogelscheuchen, keine Menschen mehr, im Kote gewälzt haben und in den Kot getreten worden sind! Drittens wurden auch Sklaven dazu verwendet und in den Gladiatorschulen besonders dafür gedrillt. Aber auch das kann nicht als ein besonders trauriges Schicksal angesehen werden, denn

für solche bedeutete die Arena keineswegs, wie für Verbrecher und Kriegsgefangene, den sichern Tod; vielmehr wurde vom Vermieter häufig ausgemacht, daß das Leben geschont werden mußte, und den Tapfersten winkte sogar eine glänzende Laufbahn: ein berühmter Name, kostbare Ehrengaben, Reichtum, Freiheit, und da natürlich nur geeignete Personen, also mutige, starke und gesunde Männer für diesen Beruf bestimmt wurden, so werden nicht wenige darunter gewesen sein, die trotz der harten Disziplin der Gladiatorenschule ein solches Leben und einen solchen Tod dem Verkümmern in gewöhnlicher Sklavenarbeit vorzogen. Drängten sich doch sogar Freie zu diesem Beruf, obwohl er „infam“ machte. Freilich waren das zunächst nur verzweifelte Kerle, die mit der Gesellschaft gebrochen hatten, aber dann doch auch solche, die nur die Lust am Sport und die Eitelkeit trieb. Und wie sich bei uns viele Damen wie toll geben, wenn es gilt, einem Klaviervirtuosen, Sänger oder Schauspieler zu huldigen, so waren die römischen Damen vorzugsweise in Gladiatoren vernarrt. „Mag einer, sagt Juvenal (VI, 108), auch noch so häßlich sein, daß er ein Gladiator ist, macht ihn in den Augen der Frauen zum Hyazinth; und während die Gattin des Beamten ihren schwachen Magen und die Seekrankheit vorschützt, wenn sie den Gemahl auf einer Berufsreise begleiten soll, geht sie mit so einem Kerl starken Magens durch und spielt unter rohem Schiffsvolk mit harten Tauen.“ Bessere Männer und Sünglinge freilich, die nur durch Not gebrängt dieses verzweifelte Handwerk ergriffen, mögen sich unter dem verworfnen Gefindel unglücklich gefühlt haben, meint Friedländer, dessen Darstellung (II, 358 bis 391) wir bei diesem Blick auf das Gladiatorenwesen gefolgt sind. Daß bei der Willkürherrschaft, die sich hohe Beamte und später die Kaiser anmaßen durften, hie und da auch unschuldig Verurteilte und sogar freie Bürger, die gar nicht angeklagt waren, zum Vergnügen des Pöbels in die Arena geschleppt werden konnten, das gehört in ein andres Kapitel. Übrigens hat Augustus ein paar Edikte gegen übertriebene Grausamkeit erlassen, Hadrian aber verboten, Sklavinnen wider ihren Willen zu prostituieren und Sklaven ohne Angabe des Grundes in die Fechtschule zu verkaufen.

Von einem andern Mitarbeiter der Grenzboten ist einmal als das eigentlich empörende an der antiken Sklaverei hervorgehoben worden, daß die Sklaven der Griechen und Römer nicht sämtlich Sprößlinge niedriger stehender Volksstämme gewesen seien wie bei der modernen Negersklaverei, sondern zu einem großen Teil Angehörige von Kulturvölkern, mitunter sogar hoch und fein gebildete Männer. Aber gerade das ist es ja, was an der modernen Fabriksklaverei empört. Wären es nur Slaven und stumpfsinnige Analphabeten, die heutigen Tages zu Erdarbeiten verdungen, in Fabriken und Schächte gesperrt werden, so würde schon ein gewisser Grad von Sentimentalität dazu gehören, das anstößig zu finden; allein es sind größtenteils Deutsche, Söhne

und Töchter unsers Volks, Menschen von derselben Blutmischung, demselben Körperbau, demselben Gesichtsschnitt, denselben geistigen und leiblichen Anlagen wie wir; Menschen, die in der Volksschule die Grundlage gewonnen haben, auf der sie sich, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätten, auch vollends unsre Bildung hätten aneignen können. Es klingt uns sehr anstößig, wenn wir vernehmen, daß zu Rom die meisten Ärzte Sklaven oder Freigelassene gewesen seien. Aber wenn wir andrerseits erfahren, wie Ärzte unfreier Abstammung oft zu großem Vermögen gelangten, und wie sich nicht wenige durch großartige Stiftungen einen Namen gemacht haben, so müssen wir doch sagen, daß die Aussichten für einen geschickten und tüchtigen Unfreien nicht schlecht gewesen sein können. Und seine Lage wird auch schon vor der Freilassung, die ja nie ausblieb, nicht sehr drückend gewesen sein. Es kam wohl vor, daß sich ein unfreier Arzt lästige Bedingungen gefallen lassen mußte, wenn sein Herr selbst Arzt und daher auf Erfolge in der Praxis eifersüchtig war und die Konkurrenz fürchten mußte; allein davon, daß ein solcher Diener das Herrenrecht auf schimpfliche Weise zu kosten bekommen hätte, davon findet sich doch keine Spur.

Überhaupt waren die Aussichten der geschickten und tüchtigen Sklaven, von den schönen nicht zu reden, gar nicht gering. Diener in einem großen Hause zu sein, war an sich schon ganz ebenso ein Glück, wie heute der Lakaidienst bei Vornehmen. Die Satiren und Epigramme der Zeit sind voll von Klagen über die Unverschämtheit und den Übermut, den sich der arme Freie von diesem Gefindel gefallen lassen müsse. Die kaiserlichen Sklaven waren allesamt Personen von Bedeutung; sie trieben Luxus nach dem Vorbilde des Herrn, erwarben Vermögen und starben nicht selten sehr reich. Die große Ungebundenheit des Lebens erleichterte überdies das Eintreten abenteuerlicher Glücksfälle, wie Friedländer (I, 297) einen mitteilt. Eine Frau Gegania erstand in einer Auktion einen korinthischen Kandelaber; als Zugabe bekam sie einen buckligen und auch sonst häßlichen Sklaven, Cleippus, mit, den besonders zu versteigern nicht zu lohnen schien. Der Bursche wurde ihr Liebhaber, und beim Tode setzte sie ihn zum Erben ihres bedeutenden Vermögens ein. Minder auffällige aber nicht weniger erfolgreiche Laufbahnen waren sehr häufig. Was hat dagegen ein heutiger ländlicher Tagelöhner, was ein Fabrikarbeiter, was ein Bergmann für Aussichten? Es steht fest, daß er elend leben und elend sterben wird, und daß alle seine Kinder und Kindeskinde in demselben Elend dahinleben werden. Seine Lage ist schlechthin aussichtslos, und das Dunkel seiner Tage wird von keinem Lichtstrahl der Hoffnung erhellt. Ein römischer Sklave, Terenz, konnte als beliebter Lustspieldichter glänzen, im Orient erlangen nicht selten Sklaven die höchsten Stellen im Staate, im Mittelalter konnte der Sohn des Schweinehirten Reichskanzler und Papst werden, bei uns versperren die herrschenden Stände dem talentvollen Sohne des Armen jede höhere Laufbahn.

Die Freilassung bestand natürlich nicht darin, daß der Herr den Sklaven nackt und bloß laufen ließ und ihm sagte: du bist fortan frei, dir dein Brot zu verdienen, wo und wie du kannst. Diese Art von Freilassung ist eine Erfindung des modernen Staats, und es müssen sehr naive Leser sein, denen man sie bis auf den heutigen Tag immer noch in Zeitungen und Lehrbüchern als eine Wirkung reinsten Humanität und als die höchste Errungenschaft der Neuzeit anzupreisen wagt. Im Altertum kam freilich der Fall auch vor, daß ein Herr im Zorn seinen Sklaven fortjagte; das war jedoch eine harte Strafe, nicht ganz so hart wie das Kreuz, aber von den nicht besonders mutigen und unternehmungslustigen, namentlich von ältern Leuten mehr gefürchtet als eine Geißelung oder die Mühle; war es doch für den wohlversorgten Sklaven dasselbe, wie für den Sohn eines wohlhabenden Mannes die Verstößung und Enterbung. Im „Selbstquäler“ will Chremes seinen Sohn Clitipho und dessen Freund und Gehilfen, den Sklaven Syrus verstößen. „Was wird nun aus uns? jammert Syrus; du wirst vielleicht bei deiner Schwester Unterkunft finden, aber was soll ich anfangen?“ Kaufte sich der Sklave frei, so war es selbstverständlich, daß er nicht sein ganzes Erspartes darauf verwendete, sondern noch genug übrig behielt, um sich damit eine Existenz zu gründen. Die hauptsächlichsten Quellen des Gelderwerbs, die den Sklaven offen standen, sind gelegentlich schon erwähnt worden; für die Hausklaven kamen noch Trinkgelder hinzu, deren Ertrag nicht unbedeutend gewesen sein muß, denn der übliche Satz betrug sechs Sesterzien, also 1,20 Mark; mehr bekam der Klient von seinem Patron auch nicht als tägliche Sportel, und der sollte davon leben! Schenkte aber der Herr die Freiheit, so schenkte er gewöhnlich auch eine Geldsumme dazu. Sehr häufig waren die testamentarischen Freilassungen, verbunden mit Vermächtnissen an die Freigelassenen. Der durch Wohlthätigkeit und Großmuth hervorragende jüngere Plinius stiftete 1 866 666 $\frac{2}{3}$ Sesterzien (nicht ganz 400 000 Mark) mit der Bestimmung, daß die Zinsen von hundert seiner Freigelassenen bezogen, nach deren Tode aber alljährlich zu einem großen Festschmause für die Bürgerschaft seiner Vaterstadt Como verwendet werden sollten.

Daß nach Einführung des Christentums bei Freilassungen oft christliche Beweggründe mitwirkten, ist zwar nicht zu bezweifeln; allein die von christlichen Apologeten verbreitete Ansicht, als ob erst das Christentum den Anstoß zur Emanzipation der Sklaven gegeben habe, kann nicht aufrecht erhalten werden; war das Freigeben doch schon zur Zeit der Geburt Christi etwas so gewöhnliches, daß es Augustus einzuschränken bemüht war und die Zahl der Sklaven, die testamentarisch freigegeben werden durften, auf höchstens hundert in jedem Falle festsetzte (Friedländer I, 391).*) Doch auch die Ansicht der materialistischen

*) Gibbon findet (I, 176) diese Beschränkung gerechtfertigt, da die massenhafte Zufuhr aller möglichen ausländischen Bestandteile die Bürgerschaft verschlechtern mußte und eine

Geschichtschreiber, daß die Sklaverei überall genau so lange beibehalten wird, als sie Vorteil bringt, daß die Freilassungen beginnen, sobald die Sklavewirtschaft aufhört, rentabel zu sein, und daß sie genau in dem Umfange wachsen, als die Rentabilität abnimmt, auch diese Ansicht, deren grundsätzliche Richtigkeit nicht bestritten werden kann, reicht zur Erklärung gerade der testamentarischen Freilassungen nicht aus, da ja bei diesen die Rentabilität keine Rolle spielen konnte; es ist unmöglich zu bezweifeln, daß in vielen Fällen Großmut, Humanität, persönliches Wohlwollen als Mitursachen thätig waren. Jedenfalls stehen die antiken Patrone, die ihre Freigelassenen zu versorgen pflegten, hoch über den modernen Landlords Englands und anderer Länder, die ihre nicht mehr rentablen Leibeignen einfach ins Elend jagen, sowie über den Großindustriellen, die den in ihrem Dienste graugewordenen, sobald es nicht mehr mit ihm gehn will oder die Geschäftslage Einschränkung der Produktion rät, aufs Pflaster setzen, die dann, wenn ihnen der Staat die Erhaltung der in ihrem Dienste arbeitsunfähig gewordenen wenigstens zum Teil auflegt, nicht aufhören, über die „der Industrie“ aufgebürdete unerschwingliche Last zu jammern.

Über die Lage der Fabrikklaven hören wir bei den Dichtern gar nichts und bei Friedländer, dem doch kaum eine Quelle entgangen ist, nicht viel. Daß die Fabrikation mit Hilfe von Sklaven ein andres Aussehen gehabt haben muß als unsere heutige, die mit Maschinen betrieben wird, versteht sich von selbst. Wahrscheinlich hat ihr das römische Reich und namentlich die Stadt Rom die Begründung eines neuen Handwerkerstandes und die Blüte des Kunsthandwerks zu verdanken gehabt. Da der souveräne Pöbel das Arbeiten verlernt hatte und sich auch für zu gut dazu hielt, so kamen fleißige Freigelassene in Menge empor, die das Gewerbe, das sie in der Fabrik oder Werkstatt ihres Patrons gelernt hatten, für eigne Rechnung weiter betrieben. Der Kleingewerbebestand des kaiserlichen Rom bestand größtenteils aus Freigelassenen, die meist behaglich lebten, und von denen es nicht wenige zu einem bescheiden Wohlstand brachten. Ihr ehrbares und gemüthliches Innungsleben hat Friedländer I, 298 ff. eingehend beschrieben. Die Wurzeln dieses Gewerbebestandes haben unter den Fluten der Völkerwanderung kümmerlich fortvegetirt und sind dann bei besserem Wetter wieder frisch ausgeschlagen. Überhaupt hat sich während der Kaiserzeit die Lage der Sklaven allmählich gehoben, die der Gemeinfreien allmählich verschlechtert; darin stimmen die neuern Kenner jener Periode überein.

Diese Charakteristik des antiken Sklavenlebens hat nicht den Zweck, die alten Griechen und Römer auf Kosten der modernen Deutschen zu loben. Daß Gefahr für den Staat werden konnte. Eben deshalb wurde der Freigelassene auch nicht sofort Bollbürger. Die persönlichen Beschränkungen, denen er als Klient seines frühern Herrn und nunmehrigen Patrons unterworfen blieb, zählt Gibbon Bd. V S. 290 auf.

sich die römische Welt nicht vollkommener politischer und sozialer Gesundheit erfreut haben kann, beweist ja der Untergang des Reiches zweihundert Jahre nach seiner höchsten Blüte, und neben der Auflösung alles kräftigen Volkstums, womit die natürliche Grundlage der Staatenbildung schwand, wird der starke Prozentsatz von Sklaven gerade im herrschenden Volke eine Hauptursache der Schwäche gewesen sein. Aber wer will den jetzigen europäischen Völkern mehr als zweihundert Jahre selbständigen Daseins verbürgen? Zwar zeigen sie einerseits noch viel Lebenskraft, andererseits aber leiden sie ersichtlich an gefährlichen innern Krankheiten, und deren hauptsächlichste ist die verdeckte Sklaverei, in der ihre Besitzlosen schmachten, und deren Haß gegen die Besitzenden. Den Schein zu zerstören, womit Redensarten und juristische Formeln die Wirklichkeit verhüllen, und die Dinge zu zeigen, wie sie sind, war der Zweck dieser Aufsätze. Mit der Aufhebung der persönlichen Unfreiheit und der Verleihung der Staatsbürgerwürde an alle erwachsenen männlichen Wesen sind den Staaten zwei ungeheure, vor dem neunzehnten Jahrhundert noch niemals in der Weltgeschichte dagewesene Aufgaben gestellt, für deren wirkliche Lösung aber noch kein Staatsmann einen Finger gerührt hat. Da nun aber der Widerspruch zwischen dem, was ist, und dem, was nach dem Buchstaben des Gesetzes sein soll, täglich unerträglicher wird, so werden sich die Staatsmänner der Lösung des Widerspruchs, der Entscheidung nach der einen oder der andern Seite hin nicht mehr lange entziehen können; sie werden endlich einmal erklären müssen, ob die Aufhebung der Standesunterschiede und insbesondre der Sklaverei nur eine thörichte Verirrung gewesen ist, ob die Leibeigenschaft und der Sklavenmarkt mit oder ohne castata (Schaugerüst) wieder hergestellt werden, oder was sonst geschehen soll.



Nationale Dichtung

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)



or einiger Zeit kamen mir Ausführungen zu Gesicht, in denen nicht ohne scheinbare Berechtigung die Weimarische Poesie unsrer Dichterheroen gewissermaßen als rein künstliches Produkt, dem eigentlichen deutschen Wesen nicht entsprechend hingestellt wurde. „Ich glaube, hieß es da, daß die poetische Theorie der Weimarischen Dioskuren eine verkehrte war und nur durch so ausgezeichnete dichterische Kräfte wie sie aufrechterhalten werden konnte; mit einem Weiterbauen